

DANIELA
OHMS

Winterhonig

ROMAN

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knauer.de



Originalausgabe April 2016

© 2016 Knauer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe

Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: Gettyimages / masahiro Makino; FinePic®, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-65397-5

Für meine Oma

Die sich dieses Buch schon lange gewünscht hat.

*Vielen Dank, dass du mir deine »Erinnerungen« anvertraut hast –
auch wenn ich mir die Freiheit genommen habe,
sie ein bisschen zu verändern und zu ergänzen.*

PROLOG

Niemals würde Mathilda den Geruch von weißen Nelken vergessen. Sie hatte den Tod in vielerlei Gestalt gesehen. Vor allem später, im Krieg, war er überall gewesen. Nicht weit von ihrer Haustür entfernt hatte er begonnen, sein Unwesen zu treiben. In Plakaten und Worten hatte er sich angekündigt, mit Steinen und Fackeln war er unschuldigen Menschen entgegengeflogen, hatte sich in ihren Augen gespiegelt und über ihre Schreie gespottet. In seiner Grausamkeit hatte der Tod immer weitere Formen gefunden, während er mit tausenden Soldaten in den Osten gezogen war. Jeder Mann, ob er wollte oder nicht, hatte in seinem Namen gekämpft – auch Mathildas Brüder und die Liebe ihres Lebens hatte er mit sich in den Krieg genommen.

Selbst zu Hause, dort, wo es noch scheinbar friedlich gewesen war, hatte der Tod keine Gelegenheit ausgelassen, um seine Intrigen zu spinnen. Ganz gleich, ob er Krankheiten aussandte oder mit den Bomben von Himmel regnete oder die Menschen dazu brachte, ein Todesurteil zu fällen – in all diesen Momenten schien es ihm gleichgültig zu sein, ob es Frauen, Kinder oder Babys waren, die er aus ihrem Leben riss. Und ebenso unbekümmert schien er über die Menschen zu denken, denen er alles genommen hatte, was sie liebten.

Nicht ein einziges Mal hatte Mathilda erlebt, dass der Tod gerecht gewesen wäre.

Doch über all diesen Erinnerungen hing der Geruch von Nelken wie der Atemhauch, der das Sterben begleitete. Unweigerlich folgten ihre Gedanken dieser Spur, wann immer sie dem Duft begegnete. Und dann tauchte es auf, arbeitete sich aus dem Nebel der Vergangenheit empor und lag wieder direkt vor ihr: Das Gesicht ihrer Mutter, das Gesicht einer Puppe, so leblos und bleich wie in Form gegossenes Wachs. Für einen Atemzug verharrte das Gesicht vor ihren Augen, losgelöst von

allem anderen. Ihre Mutter war so nah. Mathilda bräuchte nur die Hand auszustrecken, um sie zu berühren.

Spätestens mit diesem Gedanken folgten die restlichen Bilder. Sie stand wieder in der winzigen Schlafstube, umgeben von ihren älteren Geschwistern und eingehüllt in den Duft der Nelken, mit denen die Haare und das Bett ihrer Mutter geschmückt waren.

An jenem Tag, irgendwann im Sommer 1930, war Mathilda dem Tod zum ersten Mal begegnet. Sechs Jahre war sie alt gewesen, kaum groß genug, um von oben auf das Bett zu schauen, auf dem ihre Mutter aufgebahrt lag. Damit sie etwas sehen konnte, hatten ihre Schwestern sie nach vorne geschoben. Und nun stand sie da, gefangen zwischen schwarzen Kleidern und schweigenden Blicken, ganz dicht über diesem Gesicht, das bis gestern noch lebendig gewesen war.

Tot ... Das Wort schwebte um sie herum in dem winzigen Zimmer, vermischt sich mit dem Geruch der Nelken und trieb zwischen den Gedanken ihrer Familie umher, ohne auch nur einmal ausgesprochen zu werden. Dennoch hatte Mathilda es oft genug gehört. Wie ein Geist war es zwischen ihren älteren Schwestern hin und her gehuscht und stets verschwunden, wann immer sie genauer zugehört hatte. Den ganzen Tag lang hatte Mathilda versucht, die Stimmung und die geflüsterten Worte zu begreifen. Aber erst jetzt sickerte die Bedeutung aus dem leblosen Gesicht ihrer Mutter.

Tot ... erstarrt ... verlassen ...

Mathilda stand zwischen ihren sieben Schwestern und ihren beiden Brüdern. Ihr Vater kniete neben dem Bett auf dem Boden, und die langen Finger ihrer Oma streiften wie ein zarter Vogel über ihre Schulter. Dennoch spürte Mathilda, dass sie von nun an allein war. Es war nur eine vage Ahnung, doch in der schwerfälligen Art, mit der ihr Atem ein- und ausströmte und in ihrer Kehle brannte, konnte sie es bereits fühlen. Zusammen mit dem Geist ihrer Mutter schien auch alle Wärme verschwunden zu sein.

Mathilda konnte die Gegenwart der Toten nicht länger ertragen. Ihr Blick wandte sich ab, suchte etwas, woran sie Trost finden konnte. Aber sie entdeckte nur die Hände ihres Vaters, die sich zitternd um den

Rosenkranz klammerten. Mathilda kannte seine Hände allzu gut. Sie waren groß und rauh, sie konnten den schweren Pflug lenken und riesige Zentnersäcke über die Schultern wuchten, sie konnten als wütende Faust auf den Tisch schlagen oder ihren kindlichen Ungehorsam mit einem einzigen Streich zum Schweigen bringen. Doch so hilflos wie jetzt hatte Mathilda sie noch nie gesehen.

Vielleicht war es dieses zittrige Bild von seinen Händen, aus dem zum ersten Mal die Angst hervorkroch. Nichts konnte Mathilda halten, und niemand würde sie je wieder trösten, wenn ihre Mutter fort war und selbst die Hände ihres Vaters von aller Kraft verlassen waren.

Mathilda schloss die Augen. Aber der Duft der Nelken strömte umso schwerer in ihre Lunge. Und schlagartig war das Gesicht ihrer Mutter wieder da, lebendig dieses Mal. Dennoch schwebte nur ein schwaches Lächeln auf ihrem Mund. Ihre Haare lagen zerzaust auf dem Kissen, und in jeden Atemzug mischte sich ein verhaltenes Stöhnen.

Die Krankheit hatte sie von innen aufgefressen, langsam und schleichen. Auch diese Worte hatte Mathilda von ihren Schwestern gehört, und ihr Zeitgefühl verlor sich in den Wochen und Monaten, die sie neben dem Bett ihrer Mutter gesessen hatte. Die Schwestern hatten ihr einen Wedel in die Hand gedrückt, mit dem sie die Fliegen verscheuchen sollte, solange ihre Mutter schlief. Jedes Mal, wenn sie aufwachte, musste Mathilda ihr etwas zu trinken geben. Dann lächelte die Mutter ihr zu und flüsterte tröstende Worte. Mathilda konnte ihre Liebe spüren, so sanft und ehrlich wie das schwache Streicheln ihrer Hand auf den Haaren.

Manchmal, wenn das Wetter schön gewesen war, hatten die Schwestern ihre Mutter nach draußen gebracht und sie neben dem Holunderbusch auf eine Bank gesetzt. Dort hatte Mathilda dann vor ihr im Gras gesessen und mit einem leisen Singen gespielt. Die Mutter hatte ihr zugesehen, bis sie im Schein der Sonne zusammengesackt und eingeschlafen war.

Aber auch diese Tage waren immer seltener geworden, bis ihre Mutter endgültig zu schwach gewesen war. In den Wochen darauf hatte Mathilda beobachtet, wie die Fliegen immer zudringlicher wurden. Sie

hatten sich in die Augen- und Mundwinkel ihrer Mutter gesetzt, von wo sie sich kaum noch verscheuchen ließen. Mathilda hatte die Fliegen mit den Fingern anstupsen müssen, damit sie aufflogen, und umso verzweifelter zugesehen, wenn sie nach einem kurzen Kreisen wieder zurückkehrten. Was diese Monate jedoch bedeuteten und worauf all die schrecklichen Momente hinausliefen, begriff Mathilda erst jetzt.

»Wenn ich wenigstens die Kleine mitnehmen könnte ...« Schwach erinnerte sie sich an die Worte, die ihre Mutter der Oma zugeflüstert hatte, wenige Tage vor ihrem Tod. Erst jetzt verstand Mathilda, was ihre Mutter gemeint hatte.

»Der liebe Gott hat deine Mama zu sich geholt«, hatte ihre Oma ihr am Morgen erklärt. »Aber hab keine Angst. Sie hat nun keine Schmerzen mehr, und die Muttergottes wird sich gut um sie kümmern.«

Dorthin hatte ihre Mutter sie also mitnehmen wollen, zur Muttergottes, die sich gut um sie kümmerte. Aber sie hatte es nicht getan, und jetzt war Mathilda allein, ohne Mutter und ohne Muttergottes. Wer kümmerte sich nun um sie?

Mathilda öffnete die Augen und sah der Reihe nach zu ihren Schwestern auf. Agnes war die Älteste. Schon seit die Mutter so krank geworden war, führte sie den Haushalt, und wahrscheinlich würde sie diese Aufgabe weiterhin übernehmen. Um Mathilda hatte sie sich jedoch nie besonders gekümmert. Wenn überhaupt, dann schimpfte Agnes nur, weil sie etwas falsch machte oder zu langsam arbeitete. Eigentlich war es nicht wichtig, ob Mathilda hier war oder nicht, sie war überflüssig, die Kleinste und Letzte, die allen anderen nur zur Last fiel. Viel lieber wollte sie dort sein, wo ihre Mutter war.

Mathilda trat einen zögernden Schritt vor. Sie rechnete damit, dass jemand sie festhalten würde. Aber die Hand ihrer Großmutter glitt kraftlos von ihrer Schulter. Auch die anderen beachteten sie nicht, während sie sich zwischen den schwarzen Kleidern hindurchschob. Mathilda durchquerte die Stube und ging in den Flur. Die Tür nach draußen stand auf, vielleicht, um die Nachbarn hereinzulassen, die sich ebenfalls von der Toten verabschieden wollten.

Einzig Mathilda würde sich nicht länger verabschieden. Sie wollte

ihre Mutter wiederfinden, wollte ihr folgen. Wenn sie inzwischen bei der Muttergottes war, vielleicht würde sie dort auf »ihre Kleine« warten.

Mathilda folgte dem Windzug, der von draußen hereinwehte. Auf dem Treppenabsatz vor der Tür blieb sie stehen. Einzig ihr Blick huschte weiter, in einer schnellen Runde durch den Garten, dann über die Latten der Gartenpforte hinweg auf den Sandweg dahinter. Die Dunkelheit hatte sich bereits über die Felder gelegt, nur auf den Wiesen tanzten weiße Nebelschleier und der Wind rauschte durch den Fichtenwald gegenüber.

Die Statue der Jungfrau Maria war nicht weit entfernt. Von hier aus konnte Mathilda sie nicht sehen, aber sie kannte die Stelle, an der sie zwischen den Feldern an der Wegkreuzung stand. Genau dort musste ihre Mutter sein und auf sie warten.

Mathilda streifte die Holzschuhe von ihren Füßen und rannte barfuß über den Gartenpfad. Die kleine Pforte inmitten der Hecke bewegte sich im Wind, aber Mathilda schlüpfte einfach durch den schmalen Spalt.

Gleich dahinter hielt sie inne. Mit einem kalten Geräusch rauschte der Wind durch die Fichten, schwarze Schatten lagen vor ihr. Wenn sie zur Muttergottes wollte, musste sie durch die Dunkelheit am Fuß des Waldes. Mathilda zögerte.

»Tildeken, was tust du da?« Eine Kinderstimme rief ihr nach. »Warum läufst du nach draußen?« Es war ihr Bruder. Joseph. Seine Holzschuhe klockerten auf der Steintreppe, stapften über den Gartenweg und folgten ihr durch die Gartenpforte. Schließlich schoben sich seine Finger zwischen ihre und ließen sie aufsehen.

Joseph war einen Kopf größer als sie und vier Jahre älter. Mit traurigen Augen schaute er auf sie herab. »Was tust du hier, Tildeken? So ganz allein. Es ist dunkel.«

Mathilda wurde schwindelig. »Mama«, flüsterte sie. »Ich wollte sie wiedersuchen.«

Joseph schüttelte sanft den Kopf. »Scht.« Er zog Mathilda in seine Arme. »Du kannst sie nicht wiederfinden. Niemand kann das. Sie ist

fortgegangen und sie wird nie wieder zurückkommen. Aber sie ist jetzt im Himmel, dort geht es ihr gut. Das weißt du, oder?«

Mathilda drückte sich noch enger an ihn, ihre Hände klammerten sich an seine Jacke, ihre Nase rieb sich an seiner Brust. Ja, sie wusste, dass Joseph recht hatte: Ihre Mutter war im Himmel, bei der Muttergottes, an einem Ort, an den Mathilda ihr erst folgen konnte, wenn sie tot war.

1. KAPITEL

Hörste, Paderborner Land, Juli 1940

Z U H A U S E

In großen geschwungenen Buchstaben ließ Mathilda Alvering ihre Zehen durch den Sand streifen. Wie ein Herzschlag pulsierte das Wort durch ihre Gedanken, seit sie heute Morgen aufgewacht war. Jetzt saß sie vornübergebeugt auf dem gefällten Birnbaum am Rande der Hofzufahrt und blickte auf die Buchstaben hinab, die sich wie dunkle Schatten in den Sand prägten. Ein Jahr lang hatte sie im Haushalt einer alten Dame gelebt, um ihr Pflichtjahr abzuleisten. Doch heute war der Tag, an dem sie nach Hause zurückkehren würde.

V O R F R E U D E schrieb sie direkt darunter. Dennoch war Mathilda sich nicht sicher, ob sie wirklich so fühlte. Freute sie sich darauf, nach Hause zurückzukehren? Oder fürchtete sie sich davor?

Über diese Frage dachte sie nun schon den ganzen Morgen nach. Wenn sie sich an den kleinen Bauernhof ihrer Familie erinnerte, dann gab es einiges, was sie vermisste, genauso wie Ereignisse, die sie lieber vergessen würde.

Aber vor allem eines fragte sie sich: Würde sie mit ihrer Heimkunft auch in ihre Kindheit zurückkehren? Allein der Gedanke war seltsam. Mathilda war nicht mehr das Mädchen, als das sie hierhergekommen war. In diesem einen Jahr in Tante Rosalias Haushalt war sie erwachsen geworden.

Wie würde es nun also sein, wieder ihrem Vater gehorchen zu müssen? Oder sich von Katharina von einer Arbeit zur nächsten scheuchen zu lassen, ohne je ein Dankeschön von ihrer großen Schwester zu erhalten?

Im Laufe ihres Pflichtjahrs hatte Mathilda gelernt, dass auch sie es wert war, geachtet zu werden. Tante selbst hatte ihr diese Regel beigebracht und war immer darauf bedacht gewesen, dass ihre Achtung

einem Pflichtjahrmaedchen ebenso galt wie einem Tischler oder einem Unternehmer. Aber zu Hause war Mathilda immer nur das vertraumte Kind gewesen, das zu langsam arbeitete und tollpatschige Fehler machte, ganz gleich, wie viel Muhe sie sich gab, alles recht zu machen.

Ob ihre Familie bei ihrer Rueckkehr erkennen würde, wie sehr sie sich verändert hatte?

Mathilda atmete tief ein und versuchte, an etwas Schöneres zu denken. Gleich darauf wusste sie, worauf sie sich wirklich freute. Mit der nackten Fußsohle verwischte sie die Worte und schrieb ein neues an ihre Stelle:

B R U D E R

Wehmütig schaute sie auf das Wort, buchstabierte es leise vor sich hin, ehe sie die sandige Straße entlangsaß, die sich in einer geraden Linie zwischen den Häusern des Dorfes hindurchzog. Von hier aus konnte sie weit sehen. Erst zwischen den Weizenfeldern in der Ferne verlor sich die Spur des Weges. Doch von Joseph war noch nichts zu erkennen.

Mathilda grub die Füße tiefer in den Sand und versuchte, den Hufschlag eines nahenden Pferdes zu spüren. Aber dort war nichts. Nicht einmal eine Ahnung. Nur die heiße Sommerluft streifte durch ihre Haare, hinter ihr in der Hecke zirpten die Grillen ihr heiseres Lied, und irgendwo auf der anderen Seite des Dorfes bellte ein Hund.

Der Rest des winzigen Ortes lag regungslos in der Sonne. Ausnahmslos jeder schien die Mittagsruhe im Inneren seines Hauses zu genießen.

Einzig Mathilda saß hier draußen auf dem Stamm des Birnbaumes und wartete. Sie wischte die Schweißtröpfchen beiseite, die sich auf ihrer Schläfe gebildet hatten, warf einen verstohlenen Blick auf die Nachbarhöfe und zog ihren Rock über die Knie. Milder Sommerwind streifte um ihre Waden und kühlte sie ab.

Wenn ihr Vater sie so sehen würde ... Ein winziges Lächeln stahl sich um ihre Mundwinkel. Zweifellos, ihr Vater würde schimpfen wie ein Rohrspatz. Aber jetzt, nachdem sie ein Jahr in einem anderen Haus-

halt gelebt hatte, nachdem sie gelernt hatte, wie man die Hemden für einen Unternehmer bügelte und wusste, wie richtiger Bohnenkaffee schmeckte, würde es ihr vielleicht endlich gelingen, sich nicht mehr klein und schlecht zu fühlen, wenn ihr Vater seine Tiraden über sie niedergehen ließ.

Mathilda zog die Füße aus dem sandigen Boden und schaute noch einmal auf die Reste des Wortes: BR D R.

Ein wehmütiges Ziehen mischte sich in ihre Freude. Sie würde Joseph nur kurz sehen, vermutlich nur für wenige Tage, ehe er in den Kriegsdienst eintreten musste. Ob sie ihren Bruder nach Frankreich schicken würden? In das besetzte Paris vielleicht? Oder in die Normandie, an einen der Strände, von denen aus man angeblich bis nach England sehen konnte?

Mathilda schaute zurück in den Sand, wischte die Überreste von BR D R beiseite und schrieb ein neues Wort:

K R I E G

Beim Anblick der krakeligen Buchstaben presste sich ein dumpfes Gefühl um ihr Herz. Ausgerechnet ihr Lieblingsbruder musste in den Krieg.

»Ist Joseph immer noch nicht gekommen?«

Mathilda zuckte zusammen. Hastig ließ sie ihren Rock über die Waden fallen und drehte sich um. Tante Rosalia war nach draußen gekommen. Die rundliche, alte Dame stand in der offenen Haustür und lächelte ihr zu.

Mathilda erwiderte ihr Lächeln und bemühte sich, besonders höflich zu klingen. »Ich nehme an, mein Bruder ist aufgehalten worden. Eigentlich ist es nicht seine Art.«

Mit bedächtigen Schritten kam die Tante über den Hofplatz auf sie zu. »Und dann sitzt du hier in der Sonne und wartest, ohne mir etwas zu sagen?«

Mathilda erhob sich und achtete darauf, das Wort im Sand mit ihren Füßen zu bedecken. »Es macht mir nichts aus, Tante Rosalia. Er wird gewiss gleich kommen.«

Auf Tantes Gesicht breitete sich ein gemütliches Lächeln aus, ganz

so wie es ihre Art war. »Oder du kommst noch einmal mit mir herein und wir trinken ein schönes Glas Milch zusammen.«

Wärme strömte durch Mathildas Brust und verdrängte die Beklemmung. Tante Rosalia mochte sie. Auch, wenn sie am Anfang oft streng gewesen war, um ihr die vielen Dinge beizubringen, die es in einem vornehmen Haushalt zu tun galt. Letztendlich war die Tante immer gerecht gewesen, und im Laufe der Zeit hatte sie Mathilda immer wieder gesagt, was für ein fleißiges Pflichtjahrsmädchen sie war.

Tante Rosalia ... Manche wunderten sich darüber, warum Mathilda sie so nennen durfte. Schließlich waren sie in keiner Weise verwandt, und es war Tantes Aufgabe, sie zu einer guten Hausfrau zu erziehen. Doch die alte Witwe hatte Mathilda von Anfang an darum gebeten, sie so zu nennen. Seit sie ihren Mann 1917 im Großen Krieg verloren hatte, hatte sie fast keine Familie mehr, nur noch ihren Neffen Gregor, der bis vor kurzem bei ihr gewohnt hatte und im Tiefbauunternehmen seiner Eltern arbeitete. Aber inzwischen war auch Gregor für den Kriegsdienst eingezogen worden.

»Ich weiß nicht, ob ich noch genug Zeit habe für ein Glas Milch«, erwiderte Mathilda. »Womöglich hat Joseph es eilig.«

Tante Rosalias Augen schimmerten feucht. »Wahrscheinlich hast du recht. Dann warten wir eben beide noch ein bisschen in der Sonne.« Sie stieß ein tiefes Seufzen aus und blickte ebenfalls den Sandweg entlang, über den Joseph früher oder später kommen musste. »Ein Jammer, dass Gregor nicht hier ist. Sonst hätte er dich mit dem Automobil bringen können.«

Mathilda musste lächeln. Mit dem Automobil wäre sie gerne noch einmal gefahren. Doch auf ihren Bruder und die Fahrt in ihrem alten Gig freute sie sich umso mehr. »Es ist schon in Ordnung, Tante. Ich fahre gerne mit meinem Bruder, auch wenn ich ein wenig warten muss. Wer kann schon sagen, wie oft wir noch zusammen Kutsche fahren.«

Tante Rosalia griff nach Mathildas Hand. »Ach Mädel.« Sie klang schwermüdig. »Der große Weltkrieg hat sich unsere Männer genommen, und der neue Krieg wird euch jungen Mädchen die Männer nehmen.«

Mathilda widerstand dem Drang, ihre Hand wegzuziehen. Sie mochte es nicht, wenn Tante solche Dinge sagte.

»Nach dem Frankreichfeldzug habe ich ja noch gehofft, dass Hitler bald Frieden mit England schließt«, fuhr Tante Rosalia fort. »Aber jetzt sieh dir das an: Immer weitere Soldaten zieht er sich heran. Zuerst meinen Gregor und jetzt deinen Joseph.«

Mathilda presste die Lippen aufeinander. Tante Rosalia hatte recht. Solange Hitler neue Soldaten einzog, war der Krieg noch lange nicht vorbei.

Ein dumpfes Vibrieren unter ihren Füßen weckte ihre Aufmerksamkeit und ließ ihren Blick über den Weg zwischen den Weizenfeldern huschen. Eine kleine Kutsche mit heruntergeklapptem Verdeck näherte sich zwischen den Weizenfeldern. Bis jetzt konnte Mathilda weder die großen Räder noch die Beine des Pferdes hinter den langen Ähren ausmachen. Aber der kleine braune Wallach senkte gehorsam den Kopf und trabte mit rundem Hals. Nur Joseph war in der Lage, den schreckhaften Max so zu fahren, dass er zufrieden auf seinem Gebiss kaute.

»Ist das euer altes Pferdchen, das schon 1918 im Weltkrieg gedient hat?« Tante Rosalia schirmte mit der Hand die Sonne ab.

Mathildas Lächeln kehrte zurück. »Ja, das ist unser Max. Jedes Mal, wenn etwas knallt oder scheppert, springt er weg und zittert am ganzen Körper. Dann können wir froh sein, wenn er niemanden abwirft oder die Kutsche mitreißt.«

Tante Rosalia nickte vielsagend. »So ist das mit dem Krieg. Niemand kommt ohne Spuren zurück, auch wenn sie noch so sehr glauben, große Helden zu sein.«

Mathildas Lächeln verblasste. Stattdessen fühlte sie wieder das dumpfe Drücken in ihrer Brust. Doch dieses Mal mischte sich eine weitere Ahnung hinein: Die Tante musste besser aufpassen, was sie redete. »Lass das nicht die Witwe Sielmann hören.«

Tante Rosalia lachte. »Die Witwe Sielmann weiß genau, wovon ich spreche. Sie möchte nur nicht darüber nachdenken. Schließlich fühlt Eifer sich besser an als Furcht. Und die Witwe Sielmann möchte ihren gefallenen Mann lieber rächen als um ihn trauern.«

Mathilda versuchte, die düstere Ahnung zu verdrängen. Sie wusste, was die Tante meinte. Auch Mathilda würde am liebsten voller Eifer an den Sieg glauben. Aber offenbar war sie anders als die Witwe Sielmann: Je mehr sie darüber nachdachte, desto weniger wollte es ihr gelingen, eifrig zu sein. Dachte die Witwe Sielmann etwa weniger nach als sie?

Mathilda ahnte, wie rebellisch dieser Gedanke war. Aber dann schüttelte sie den Kopf. Sie wollte nicht rebellisch sein, auf keinen Fall!

Der kleine Einspänner hatte die Weizenfelder inzwischen hinter sich gelassen und Joseph lenkte den Wallach zwischen die ersten Häuser des Dorfes. Als er die Hofzufahrt beinahe erreicht hatte, parierte er zum Schritt. Eine Wolke aus feinem Sand verfolgte den Gig und umhüllte die Kutsche mit einem bräunlichen Schleier. Max senkte den Kopf und schnaubte den Staub aus seinen Nüstern. Vor ihnen hielt Joseph an, hakte die Leinen ein und sprang zu ihnen herunter. Mit einem strahlenden Lächeln kam er auf Mathilda zu und zog sie an sich. Erst dann schien ihm aufzufallen, wie ungebührlich sein Verhalten war und er wandte sich an Tante Rosalia. »Bitte entschuldigen Sie die Verspätung. Eine unserer Kühe hat gerade ein Kälbchen bekommen. Einen ziemlichen Brocken von Bullenkalb. Da war jemand gefragt, der ein bisschen Kraft hat, um es herauszuziehen.«

»Ein Kälbchen?« In Mathildas Bauch braute sich Aufregung zusammen. »Welche Kuh war es? Emma, Elfriede oder Erna? Ist alles gut gegangen?«

»Es war Emma. Und ja, Mutter und Kind geht es gut. Als ich gefahren bin, hat Emma gerade damit angefangen, sein Fell mit der Zunge zu kämmen.«

Mathilda musste lachen. Ihr Bruder besaß ein unvergleichliches Talent, mit Worten umzugehen. Niemand sonst benutzte solche Formulierungen. Überhaupt stellte sie erleichtert fest, dass er noch genauso aussah wie immer. Er trug braune Hosen, deren Hosenträger sich über sein weißes Hemd spannten, und sein Gesicht färbte sich in einem sommerlichen Honiton unter der grauen Schirmmütze. Nur von seinen blonden Haaren war unter der Mütze nichts mehr zu sehen, und

Mathilda fragte sich, ob er sie ebenfalls an den Seiten kurz geschoren hatte, wie es so viele Männer taten, sobald sie in die Wehrmacht eintraten.

»Wenn wir uns beeilen, kommen wir vielleicht gerade noch rechtzeitig, damit du dem Kälbchen einen Namen geben kannst«, fuhr Joseph fort. »Aber dann müssen wir uns wirklich sputen, sonst hat Leni die Aufgabe schon an sich gerissen.«

Mathilda seufzte. Sie kannte das Temperament ihrer großen Schwester. »Wenn Leni schon weiß, wie sie ihn nennen will, wird sie ohnehin nicht auf mich hören.«

Joseph grinste. »Sag das nicht. Sie freut sich so, dich wiederzusehen, vielleicht lässt sie dir den Vortritt.«

In Mathilda stieg leises Misstrauen auf. »Leni freut sich, mich zu sehen? Bist du dir sicher?«

Joseph wiegte den Kopf von einer Seite zur anderen. »Heute Morgen hat sie es mindestens dreimal wiederholt. Und dann hat sie gemeint, dass du vielleicht die Feldarbeit übernehmen könntest, während sie sich um den Stall kümmert. Aber das wollte sie dich eigentlich selbst fragen.«

Das Misstrauen löste sich auf. Diese Antwort klang schon viel eher nach der Leni, die sie kannte. »So läuft also der Hase.«

Joseph zuckte entschuldigend mit den Schultern. »Du kennst ja unser Schwesternken. Sie meint es nicht böse.«

Mathilda nickte. Ja, sie kannte ihre Schwester. In ihrer Kindheit war Leni mitunter ein richtiges Biest gewesen, das sie mit allen Mitteln austrickste, um einen Vorteil zu bekommen. Aber inzwischen war sie der lustigste und fröhlichste Mensch, den Mathilda kannte, und ein einziger Tag in Lenis Gegenwart reichte aus, um alle Finsternis aus ihren Gedanken zu vertreiben. Wahrscheinlich war Leni genau die Gesellschaft, die sie jetzt brauchte. »Ich freue mich auch auf sie.«

»Dann sollten wir wohl mal fahren.« Joseph bückte sich zu dem schmalen Koffer und Mathildas Lederstiefeln, die sie neben dem Baumstamm abgestellt hatte. Kommentarlos stellte er beides vor die Sitzfläche des Gigs.

Mit einer Mischung aus Wehmut und Vorfreude drehte Mathilda sich noch einmal zu der alten Dame um und streckte ihr die Hand entgegen.

Die Tante ignorierte die Hand und zog sie in ihre wuchtigen Arme. »Du warst ein gutes Pflichtjahrmaedchen, Mathilda«, sagte sie mit belebter Stimme. »Falls du irgendwann Hilfe oder einen Rat brauchst, oder falls du dir eine richtige Anstellung als Hausmaedchen wünschst, dann bist du in meinem Haus immer willkommen.«

Mathilda löste sich aus der Umarmung und nickte. »Danke, Tante. Das weiß ich zu schätzen. Aber ich fürchte, ich werde in nächster Zeit keine Anstellung annehmen können. Meine Familie braucht mich für die Arbeit auf dem Hof.«

Tante Rosalia winkte ab. »Nein, natürlich nicht. Und wenn deine Familie dich eines Tages nicht mehr braucht, wirst du selbstverständlich deine Lehre zur Schneiderin machen und nicht als Hausmaedchen für eine alte Tante arbeiten.«

Zum ersten Mal seit langem dachte Mathilda wieder an ihren Wunsch, den sie seit Ausbruch des Krieges längst begraben hatte. »In Ordnung. Dann mache ich eine Lehre. Entweder zur Schneiderin oder zur Krankenschwester. Ich habe mich noch nicht entschieden.«

Tante schüttelte vehement den Kopf. »Aber solange der Krieg dauert, wirst du mir keine Krankenschwester. Das musst du mir versprechen! Sonst werde ich bei der Wochenschau jedes Mal unruhig.«

Mathilda nickte. »Versprochen.« Schlagartig wurde die Wehmut stärker als die Vorfreude auf zu Hause. Tante Rosalia war im letzten Jahr zu der einzigen Person geworden, der es gelungen war, ihre fehlende Mutter zu ersetzen. Am liebsten hätte Mathilda sie mit nach Hause genommen.

Doch manche Träume ließen sich nicht so leicht erfüllen. »Auf Wiedersehen, Tante! Es war schön bei dir.« Mit diesen Worten wandte Mathilda sich ab und kletterte auf den Zweiersitz des Gigs. Von oben schaute sie zu, wie Joseph Rosalias Hand schüttelte und sich ebenfalls bedankte.

Gleich darauf sprang ihr Bruder neben sie auf den Sitz und griff

nach den Leinen. Er schnalzte mit der Zunge und Max setzte sich in Bewegung.

Mathilda winkte der alten Dame noch einmal zu und versuchte die Tränen herunterzuschlucken, während Joseph die Kutsche wendete. Doch ganz gleich, wie viel Mühe sie sich gab, die Feuchtigkeit sammelte sich in ihren Augen und löste sich in kleinen Tropfen.

Joseph schaute sie nur kurz von der Seite an, und Mathilda war ihm dankbar für sein Schweigen. Das Pferd zockelte im Schritt voran und ließ ihr ausreichend Zeit, sich ein letztes Mal im Dorf umzusehen und zu verabschieden. Vor ihrem inneren Auge glitten die Bilder des letzten Erntedankfestes vorbei, das sie auf dieser Straße gefeiert hatten, und als sie an dem Haus der Witwe Sielmann vorbeikamen, musste sie an den 2. September des letzten Jahres denken. Mathilda hatte gerade mit dem Wäschekuben vor dem Haus gestanden und die weißen Hemden über das Waschbrett gerieben, als die dürre Witwe auf ihren langen Beinen von Haus zu Haus gestürmt war und bei allen an die Tür gepoltert hatte. »Heute ist erster Mobilmachungstag! Heute ist erster Mobilmachungstag!«, waren ihre Rufe durch das Dorf geschallt, bis nach und nach alle Menschen auf die Straße gekommen waren, um sich laut-hals über den Kriegsbeginn zu ereifern. Wie immer lagen die guten und die schlechten Erinnerungen nah beieinander.

Als sie zwischen den letzten Häusern hindurchfuhren, blinzelte Mathilda die Tränen aus ihren Augen und wischte sie entschlossen von ihren Wangen. Joseph ließ die Leinen auf den Rücken des Pferdes klat-schen, und Max trabte gehorsam an. Der Schwung drückte Mathilda tiefer in den Ledersitz, warmer Fahrtwind wehte in ihr Gesicht und mit ihm der Duft von reifem Weizen.

Joseph sagte noch immer nichts, und für eine Weile war Mathilda froh darüber. Doch mehr und mehr fragte sie sich etwas, vor dessen Antwort sie sich am meisten fürchtete. Schließlich hielt sie es nicht mehr aus. »Für welchen Tag gilt dein Einberufungsbefehl?«

Joseph musterte sie von der Seite. Mathilda bemerkte es, aber sie wagte es nicht, ihn anzusehen.

»Für übermorgen.«

»Schon übermorgen?« Mathilda konnte ihr Entsetzen nicht verborgen. Hatte sie ernsthaft gehofft, noch ein paar Tage mit ihrem Bruder verbringen zu können? »Und wohin werden sie dich schicken?«

Joseph schnalzte mit der Zunge, um Max anzutreiben. »Du musst dir keine Sorgen machen. Ich habe Glück. Nachdem sie herausgefunden haben, wie gut ich reiten kann, haben sie mich für die Kavallerie gemustert. Ich muss also weder zur Luftwaffe noch zur Flak und auch nicht zur Marine. Und diese drei Waffengattungen tragen im Krieg gegen England das größte Risiko. Außerdem muss ich nicht zu Fuß marschieren, ganz egal, wo sie uns hinschicken.«

Mathilda beäugte ihn misstrauisch. »Und was macht die Kavallerie?«

Joseph räusperte sich. »Im Wesentlichen stellen sie die Aufklärungsabteilungen. Im Feldzug gegen Frankreich haben sie wahre Heldentaten vollbracht. Karl hat mir davon geschrieben.«

Mathilda zuckte bei dem Namen zusammen. »Karl?«

Joseph musterte sie erneut. »Genau. Er hat geschrieben, dass seine Vorgesetzten dabei sind, neue Reiter zu rekrutieren, um die Verluste auszugleichen. Und Rittmeister von Steineck hat zugesagt, mir eine Empfehlung zu schreiben. Also drück mir die Daumen, dass ich nach meiner Ausbildung in die gleiche Schwadron komme wie Karl.«

Karl! Mathilda versuchte, sich nichts anmerken zu lassen. Vor zwei Jahren war er in die Kavallerie eingetreten und es sollte sie nicht wundern, wenn er tatsächlich in Frankreich gekämpft hatte. Doch bislang hatte sie es vermieden, darüber nachzudenken. Sie hatte nicht wissen wollen, ob Karl gefallen war. Sie hatte überhaupt nichts von ihm wissen wollen. Bis jetzt ... Er hatte Joseph also geschrieben. Das bedeutete, er war noch am Leben.

Ein versteckter Teil von ihr atmete auf. Aber der Rest von ihr rebelierte. Seit zwei Jahren hatte Karl kein Wort mehr mit ihr geredet. Von einem Tag auf den anderen war er weggegangen, ohne ihr zu schreiben oder sie zu besuchen. Gerade so, als wären sie keine Nachbarn gewesen, als hätte es ihre Freundschaft nie gegeben, als wären die vielen gemeinsamen Momente in ihrem letzten Sommer ohne Bedeutung.

Aber womöglich hatte Mathilda sich auch getäuscht, und der letzte Sommer mit Karl war nur für sie bedeutungsvoll gewesen.

Joseph und Karl waren seit jeher beste Freunde. Aber was war mit ihr? Konnte es sein, dass sie immer nur die kleine Schwester gewesen war? Bis zum Schluss?

»Schreibt ihr euch oft?« Mathilda wollte die Frage nicht stellen. Doch sie kam von allein aus ihrem Mund, in einem Tonfall, der viel zu eifersüchtig klang.

»Brrrr!« Joseph parierte das Pferd zum Schritt, ließ die Leinen lockerer und sah Mathilda an. »Dir schreibt er doch auch. Oder etwa nicht?«

Mathilda schaute verstohlen auf ihre Füße. »Nein. Noch nie.«

»Seit damals?« Joseph wirkte überrascht.

Mathilda schüttelte den Kopf. Ihr Hals war trocken.

»Ich verstehe das nicht. Ihr wart ...« Joseph suchte nach den richtigen Worten. »Ich hätte schwören können, dass ich eines Tages euer Trauzeuge werde.«

Mathilda blieb jegliche Antwort im Hals stecken. Nur ein leises »Hhm« kam heraus.

»Mathilda?« Joseph legte ihr die Hand auf die Schulter. »Was ist los? Was ist damals geschehen?«

Sie zuckte mit den Achseln. »Ich weiß es nicht«, flüsterte sie. »Ich war noch fast ein Kind. Vielleicht hat er mich nicht gesehen.«

Josephs Stimme wurde ernst. »Wenn du das glaubst, dann täuschst du dich. Karl hat dich immer gesehen! Von Anfang an hat er dich klarer gesehen als jeden anderen. Und in dem Sommer vor zwei Jahren warst du vierzehn.« Joseph ließ ihre Schulter los und nahm die Leinen wieder in beide Hände. »Ich bin dein Bruder, Tildeken, aber selbst mir ist damals aufgefallen, dass du kein Kind mehr warst.«

Mathilda schnappte nach Luft. Röte stieg ihr ins Gesicht. Aber Joseph war so anständig, sie nicht länger anzusehen.

Sie war also kein Kind mehr gewesen ... In diesem Sommer, in dem sie nur noch an Karl gedacht hatte und an niemanden sonst. Auf einmal sah sie sein Gesicht wieder vor sich, sein jungenhaftes Lächeln,

die dunklen Haare und seine braunen Augen, in denen genug Wärme lag, um einen kalten Tag zu überstehen. Erinnerungssetzen blitzten auf, Bilder von Karl, die sich so sprunghaft aneinanderreihen wie die Bilder eines Kinofilmes, der schon zu oft gerissen und wieder geflickt worden war. Für eine Sekunde sah sie den Nachthimmel über sich, spürte das Drücken der Fichtenwurzeln in ihrem Rücken und betrachtete Karls Arm, der neben ihr in den Himmel zeigte. Weich und warm perlte seine Stimme in ihr Ohr, während er ihr nach und nach die Sternbilder erklärte.

In der nächsten Erinnerung saß sie auf einem Pferd, Karl stand neben ihr in der Reitbahn. Unablässig gab er Kommandos und korrigierte ihre Haltung. Doch seine Worte waren freundlich, seine Augen lächelten. Mathilda spürte wieder, wie schwierig es war, alles richtig zu machen, und zugleich wurde ihr bewusst, dass Karl der einzige war, von dem sie etwas lernen konnte, ohne Angst zu haben. Weil er sie für ihre Fehler nicht bestrafen würde. Weil er immer gut zu ihr war.

Weil sie ihm vertraute.

Wieder wechselte das Bild. Dieses Mal saß er neben ihr auf dem Klavierhocker. Ihre Seiten berührten sich, während sie gemeinsam spielten, ein Stück für vier Hände, das er ihr beigebracht hatte, eine melancholische Melodie, auf deren Wellen ihre Gefühle davonflogen.

Und über alldem lag ein Hauch von Aufregung. Niemand hatte Mathilda je erlaubt, mit Karl Klavier zu spielen – oder von ihm reiten zu lernen. Oder überhaupt so viel heimliche Zeit in seiner Nähe zu verbringen. Einige Jahre zuvor waren solche Dinge noch als Kinderspiele durchgegangen. Doch in jenem Sommer waren sie beide zu alt gewesen, um sich noch länger wie Kinder zu benehmen. Ein schmerhaftes Ziehen quälte sich durch Mathildas Brust. Sie vermisste Karl, vielleicht sogar genauso sehr wie ihre Mutter.

Oder noch mehr?

Aber Karl wollte nichts mehr von ihr wissen. Er hatte sich von ihr abgewandt und ihr mit keinem Wort erklärt, warum.

Mathilda versuchte, nicht länger an ihn zu denken. Stattdessen ließ sie ihren Blick über die Landschaft streifen. Kornfelder und Wiesen

wechselten sich ab und streckten sich flach und endlos in die Ferne. Mathilda konnte bis zum Horizont schauen, an dem sich die ersten Hügel des Sauerlandes abzeichneten. Nur hier und da störten winzige Birkenwäldchen oder Fichtenschonungen die Sicht. Für eine Weile versuchte sie, den Ausblick zu genießen. Dennoch kehrten ihre Gedanken immer wieder zu Karl zurück. Womöglich konnte Joseph ihre drängendsten Fragen beantworten. Aber viel Zeit würde ihr nicht mehr bleiben, um sie ihm zu stellen. Bald würden sie da sein.

Obwohl Mathilda allen Mut zusammennahm, war ihr Flüstern so leise, als käme das Geräusch von den Pferdehufen, die sich im Viertakt durch den Sand pflügten. »Wenn es stimmt, dass ich ihm doch etwas bedeute – warum ist er dann einfach weggegangen? Und warum hat er mir nie geschrieben?«

Joseph ließ sich Zeit. Mit ernster Miene sah er Mathilda an und schien zu überlegen. Als er endlich antwortete, lag etwas Drängendes in seiner Stimme. »Ich weiß zwar nicht, was damals genau passiert ist. Aber du warst erst vierzehn, Mathilda, und Karl war schon neunzehn. Damit stand es für ihn auf Messers Schneide. Er hätte dich nur einmal anfassen müssen, und das Zuchthaus wäre ihm sicher gewesen.«

Ein heißer Schauer flutete Mathildas Körper. Sie sah hastig nach unten, um ihr gerötetes Gesicht zu verstecken.

Joseph scherte sich nicht darum. »Und dann erst unser Vater. Wenn er geahnt hätte, was zwischen euch vorgeht, hätte er Karl mit der Peitsche vom Hof gejagt – oder Schlimmeres.«

Mathilda schloss die Augen. Im Grunde hatte sie es gewusst, auch damals schon. Aber Karls Gegenwart war zu schön gewesen ... Konnte es also wahr sein? Hatte Karl sich damals tatsächlich in sie verliebt? Zu gerne wollte sie daran glauben und darauf hoffen, dass er eines Tages zu ihr zurückkehren würde. Doch seit damals war viel Zeit vergangen. Was, wenn Karl inzwischen eine andere Frau liebte? Eine, die so alt war wie er. Oder noch schlimmer: Was würde geschehen, wenn er im Krieg fallen würde?

Mathilda weigerte sich, daran zu denken. Dennoch sah sie die Bilder aus der Wochenschau vor sich: Soldaten, die sich in Stellungsgräben

duckten und Reiter, die stolz an den marschierenden Fußtruppen vorbeiritten und sich an die Spitze setzten.

Aufklärungseinheiten ... Was genau waren Karls Aufgaben?

Mathilda räusperte sich. »Du hast gesagt, dass Karls Einheit in Frankreich wahre Heldenataten vollbracht hat? Was hast du damit gemeint?«

Joseph sah sie erschrocken an. Gleich darauf ersetzte ein gezwungenes Lächeln den Schreck. »Was heißt hier Heldenataten ... Sie haben eine Möglichkeit gefunden, um durch die Seine zu schwimmen und auf der Feindesseite einen Brückenkopf zu errichten, so dass auch der Rest der Division übersetzen konnte. Ohne das wäre ein Sieg nicht möglich gewesen.« Joseph lachte auf und winkte ab. »Aber wahrscheinlich können sich nur Männer für solche Einzelheiten begeistern.« Wieder lachte er. Doch Mathilda hörte den nervösen Unterton.

Einen Fluss zu überqueren, auf dessen anderer Seite der Feind stand ... Was er beschrieb, klang gefährlich. Ihr fiel wieder ein, was er vorhin nur nebenbei erwähnt hatte: Dass er vielleicht zu Karls Einheit kommen würde, weil sie neue Reiter suchten, *um die Verluste auszugleichen*.

Eben hatte Karls Name sie von der Bedeutung der Worte abgelenkt, aber jetzt begriff sie es: Einige Reiter in Karls Schwadron waren bei ihrer »Heldenatat« gefallen. Karl hätte ohne weiteres einer von ihnen sein können, und beim nächsten Mal würde womöglich auch Joseph mit ihnen kämpfen.

Mathilda wurde schwindelig. »Gibt es eigentlich keinen anderen Weg?«, flüsterte sie. »Könntest du nicht doch zu Hause bleiben? Wenn du angibst, dass Papa schon alt ist und nicht mehr richtig arbeiten kann, und deine Familie dringend einen Mann auf dem Hof braucht? Vielleicht könnten wir auch mehr produzieren, wenn du dableibst. Ein paar weitere Tiere halten. Oder du reitest Pferde zu ... auf dem Gestüt. Sie brauchen doch sicher Nachschub für ihre Kavallerie.«

Joseph lupfte seine Kappe und kratzte sich am Kopf. »Glaub mir, ich habe diese Gedanken bereits hin und her gewälzt. Aber diesen Weg gibt es nicht. Ich bin kriegsverwendungsfähig. Und unser Vater ist nicht so

krank, dass er nicht mehr arbeiten könnte. Jeder im Dorf weiß das. Und es gibt nichts Gefährlicheres, als in solchen Dingen zu lügen. Wenn ich versuche, mich zu drücken, dann ist das Wehrkraftzersetzung.«

Mathilda senkte den Kopf. Auch für weniger schlimme Vergehen waren schon Leute abgeholt worden.

Joseph ließ den kleinen Max wieder antraben. »Du solltest aufhören, dir über so etwas den Kopf zu zerbrechen«, erklärte er betont lässig. »Die meisten Männer müssen irgendwann in den Krieg. Bis jetzt ist es in jeder Generation so gewesen. Außerdem komme ich zuerst in die Ausbildung und bin so lange in Schloss Neuhaus stationiert. Es dauert also noch eine Weile, ehe ich wirklich in den Kampf muss. Und wenn es so weit ist, wird Karl auf mich aufpassen – und ich auf ihn.« Joseph grinste ihr zu. Doch Mathilda erkannte den Zweifel in seinen Augen.

»Ich bin gespannt, was du zu dem Kälbchen sagst.« Übergangslos wechselte Joseph das Thema. »Und stell dir vor: Katharina hat heute Morgen zu Ehren deiner Rückkehr einen Kuchen gebacken.«

Mathilda sah ihn mit großen Augen an. Katharina hatte einen Kuchen für sie gebacken? »Das glaube ich dir nicht. Sie hat den Kuchen gebacken, weil heute Sonntag ist.«

Josephs Grinsen wurde noch breiter. »Und wenn schon. Wenn ich den Kuchen esse, werde ich mich darüber freuen, dass du wieder da bist.«

Und ich werde darum trauern, dass du bald weg bist ..., dachte Mathilda. So gesehen war es ein Abschiedskuchen.

»Komm, Mäxchen.« Joseph schnalzte. »Hopp, hopp, wir sind gleich zu Hause.«

Mathilda blickte zu dem Pferd, dessen Trabschritte eifriger wurden. Sie hatten das Dorf inzwischen beinahe erreicht und bogen in den Weg ein, der sie nach Hause führen würde. Sie betrachtete die einzeln stehenden Höfe, an denen sie vorbeikamen. In den meisten Familien gab es junge Leute, die sie aus ihrer Schulzeit, von den Dorffesten oder den abendlichen Zusammenkünften kannte. Aber vermutlich würde es nicht mehr lange dauern, bis nur noch die Mädchen daheim waren, während fast alle Söhne im Krieg kämpften.

Die Höfe um sie herum standen nun immer dichter zusammen, und schließlich fuhren sie durch den Dorfkern. Der Weg gabelte sich und führte auf zwei Seiten um die Kirche herum. Mathildas Blick wanderte zur Dorfschule, streifte den kleinen Gemischtwarenladen daneben und glitt weiter zu dem riesigen Fachwerkhof des Bürgermeisters. Die meisten der großen Höfe lagen direkt im Dorf, während sich die kleineren Hofstellen über viele Hektar hinweg zwischen den Feldern verteilten.

Sobald sie das Ende des Dorfes erreichten, eilte Mathildas Aufmerksamkeit voraus. Wieder erstreckte sich der Sandweg auf einer geraden Linie zwischen den Feldern. Aber weiter hinten konnte sie das Fichtenwäldchen ausmachen, neben dem ihr kleiner Bauernhof lag, und links davon, durch eine majestätische Kastanienallee mit dem Sandweg verbunden, leuchteten die riesigen Stallungen und das weiße Haupthaus des benachbarten Gestütes.

Wenn irgendein Anwesen im Ort dem Hof des Bürgermeisters Konkurrenz machte, dann dieses. Dennoch galten die Steinecks in ihrem Dorf als Sonderlinge. Ihre Vorfahren stammten nicht nur aus dem verhassten Preußen, sie waren auch noch Protestanten, und stachen ihrem katholischen Dorf damit wie ein Dorn ins Auge.

Die Nationalsozialisten hatten nicht viel an den alten Feindschaften zwischen Katholiken und Protestanten geändert, aber es gab genug Parteimitglieder im Dorf, die Rittmeister von Steineck hofierten und sich gerne mit ihm sehen ließen. Vor allem bei den großen Bauern und dem Bürgermeister war er seit einigen Jahren ein gerngesehener Gast.

Doch im Grunde hatte Mathilda sich niemals für die Hierarchien des Dorfes interessiert. Ihre Familie war ein kleines unbedeutendes Licht, das auf den Feldern am Rande der Gemeinde sein täglich Brot verdiente. Zwar erinnerte sie sich noch gut an den Hochmut ihres Vaters, mit dem er auf die größeren Nachbarn herabsah, weil sie am Sonntag mit dem falschen Gebetsbuch unter dem Arm eine weite Reise zu einer evangelischen Kirche antraten. Aber für Mathilda hatte das Gestüt stets eine eigene Bedeutung besessen: Karl hatte dort gelebt. Er war vierzehn Jahre alt gewesen, als er im Dorf aufgetaucht war und auf dem

Gestüt eine Stellung als Pferdeknecht angenommen hatte. Ein dunkelhaariger Fremder unter dem Dach der wohlhabenden Außenseiter, ein unbedeutender Pferdebursche, der in einer Kammer neben dem Pferdestall hauste und der zugleich überall auffiel. Obwohl er nur ein einfacher Knecht war, konnte er hervorragend reiten. Überhaupt war er viel zu gebildet für einen Stalljungen. Allein damit waren ihm die Dorfgerüchte von Anfang an sicher gewesen.

Einzig für Mathilda war mit Karls Ankunft ein neues Zeitalter angebrochen. Sie war damals erst neun gewesen, ein verschrecktes kleines Mädchen, das jüngste von zehn Geschwistern, um das sich kaum jemand gekümmert hatte, seitdem ihre Mutter gestorben war. Nur Karl schien sich vorgenommen zu haben, ihre Angst zu vertreiben. Von ihm hatte sie gelernt, wie schön das Leben sein konnte und was es hieß, glücklich zu sein.

Sie erreichten die ersten Wiesen des Gestütes. Eine von ihnen war gemäht worden, und das Gras trocknete in der Sonne. Der Duft von frischem Heu stieg Mathilda in die Nase und vermischt sich mit dem milden Geruch der Pferde

Mathilda schauderte. Das hier war ihre Heimat, mit diesem Geruch war sie aufgewachsen. Er begleitete ihre Arbeit am Tag, und nachts wehte er durch ihr Fenster und setzte sich in ihre Träume ...

Auf der nächsten Weide grasten eine Reihe von Stuten mit ihren Fohlen. Der kleine Max drehte seinen Kopf in ihre Richtung und wieherte ihnen zu. Manche der Zuchstuten sahen auf und brummelten zurück. Aber gleich darauf grasten sie weiter. Nur die Fohlen schlossen sich zu einer neugierigen Herde zusammen, galoppierten auf den Zaun zu und blieben in sicherem Abstand stehen.

Mathilda musste lächeln. Sie sahen aus wie eine tuschelnde Horde von Kindern, die sich gegenseitig zur Seite schubsten, um besser sehen zu können, und die es trotzdem nicht wagten, der strengen Nachbarsstante die Hand zu geben.

Ein munteres braunes Fohlen mit einem weißen Stern auf der Stirn stach ihr besonders ins Auge. Unwillkürlich sah sie zurück zu den Mutterstuten und hielt nach Selma Ausschau. Doch Karls braune Stute war

nicht da. Natürlich nicht. Überhaupt standen deutlich weniger Pferde auf den Weiden als früher. Die meisten Reitpferde des Gestütes waren in den Krieg einberufen worden, darunter mit Sicherheit auch Karls Ostpreußenstute.

Mathilda sah wieder zu ihrem Bruder. »Weißt du, ob Selma ... ob sie ...?«

»... noch lebt?«, vollendete Joseph die Frage. »Ja, sie ist kurz nach Karls Einberufung abgeholt worden. Er hatte Glück und sie wurde ihm als Reitpferd zugewiesen, wahrscheinlich auch deshalb, weil der Steineck seine Beziehungen im Spiel hatte. Seitdem hat Karl sich nie von ihr trennen müssen. Er sagt, sie sei jetzt in ihren besten Jahren für ein Kriegspferd. Noch jung und kräftig, aber gleichzeitig schon ruhig genug, um der Belastung standzuhalten.«

Mathilda musste schlucken. Die gute Selma ... Wieder legte sich ein drückendes Gefühl um ihre Brust. Sie versuchte, die trüben Gedanken zu vertreiben, während Joseph zum Schritt parierte und die Kutsche an der Kastanienallee vorbeilenkte, die vom Sandweg abzweigte und bis zur Einfahrt des Gestütes führte. Mathilda schaute in den schattigen Tunnel zwischen den Bäumen. Am Ende konnte sie die Tordurchfahrt und den Hofplatz dahinter erkennen. Früher waren dort fast immer Pferde angebunden gewesen, die geputzt oder gesattelt wurden. Auch auf dem Reitplatz, der sich neben der Zufahrt an die Stallungen anschloss, war fast immer jemand geritten. Jetzt hingegen lag der große Vierseithof still in der Mittagsruhe. Nur der Wind rauschte leicht durch das Laub der Kastanien.

Gleich darauf glaubte Mathilda, die Klänge eines Klaviers würden sich in die Stille schleichen, eine traurige Melodie, weit entfernt und nur so leise, dass sie kaum zu hören war. Doch schon der nächste Windzug wehte die Melodie davon und Mathilda wusste, dass die Erinnerungen ihr nur einen Streich spielten. Die Melodie war seit zwei Jahren verklungen.

Hastig riss sie sich los und sah wieder nach vorne, zu dem kleinen Hofgebäude aus roten Ziegelsteinen, dessen Garten von einer dichten Hecke umgeben war. Nur noch wenige Meter, dann waren sie da.

Zu Hause.

Das Kläffen eines Hundes begrüßte sie, als sie die Hecke erreichten. Lumpi, der kleine gefleckte Mischlingsrüde, den Joseph vor einigen Jahren aufgezogen hatte, flitzte hinter den Büschen entlang. Nur hier und da blitzte sein buntes Fell hinter dem Laub auf, ehe er durch eine Lücke in der Hecke schlüpfte und um die Räder der Kutsche sprang.

»Brrr!« Joseph parierte das Pferd zum Stehen, ehe Lumpi zwischen den Rädern verschwinden konnten. »Du verrückter kleiner Hund!«, rief er. »Komm schon hier hoch, wenn du nicht überfahren werden willst.« Er klopfte auf seinen Oberschenkel und der kleine Rüde sprang mit einem gewagten Satz vor Josephs Füßen auf den Kutschbock. Gleich darauf wuselte er um Mathildas Beine, streifte mit der Nase ihren Koffer, schnüffelte an ihren Schuhen und leckte über ihre Hand.

»Lumpi, pfui!« Joseph schimpfte ihn an. »Sitz! Und bleib still.« Während er den Gig auf den Hofplatz lenkte, schallte ihnen ein tieferes Bellen entgegen. Diana, die Jagdhündin ihres Vaters, zerrte an ihrer Kette und lief ihnen so weit entgegen, wie sie konnte.

Max warf unwillig den Kopf hoch, und Joseph lenkte die Kutsche in gebührendem Abstand an der braunen Münsterländer-Hündin vorbei.

Noch ehe Joseph zum Halten kam, wirbelte eine junge Frau aus dem offenen Deelentor. »Diana, still!«, rief sie im Vorbeigehen und eilte mit gerafften Röcken auf die Kutsche zu: »Mathilda!« Lenis Gesicht strahlte, als sie neben dem Gig stehenblieb.

Zuerst dachte Mathilda, ihre Schwester wolle zum Hitlergruß ansetzen, aber Leni streckte ihr nur die Hand entgegen, um ihr aus der Kutsche zu helfen. »Na komm schon, Tildeken, alle warten auf dich.« Ihre Augen funkelten in einem hellen Graugrün, beinahe wie die Augen einer Katze.

Mathilda zog eine Grimasse, während sie an Lenis Hand auf den Boden sprang. »Alle warten auf dich.« Wie oft hatte sie diesen Spruch in ihrer Kindheit gehört? »Die Räder stehen doch gerade erst still«, wandte sie vorsichtig ein.

Leni lachte lauthals auf und machte klar, dass sie Mathilda nur auf-

ziehen wollte. Schwungvoll warf sie ihre Haare zurück, die in weichen, dunkelbraunen Locken auf ihre Schultern fielen. Mathilda konnte sich lebhaft vorstellen, wie ihre Schwester bis gerade eben vor dem Spiegel gestanden hatte, um sie zu bürsten.

»Hat Joseph dir schon von dem Kälbchen erzählt?« Leni klang aufgereggt. »Der Kleine ist ein richtiger Kaventsmann. Na komm, ich zeig ihn dir.« Sie verstärkte den Druck um Mathildas Hand und zog sie mit sich. »Er braucht noch einen Namen. Irgendwas mit E. Vielleicht Edelbert oder Elmar? Aber Edelbert passt nicht so recht, edel sieht er eigentlich nicht aus. Elmar schon eher. Was meinst du?«

Mathilda musste über den Wortschwall ihrer Schwester lachen. Wie immer machte Lenis Tempo sie ein wenig schwindelig. Auch die Jagdhündin duckte sich unterwürfig, als sie an ihr vorbeistürmten. Hinter sich hörte Mathilda Josephs Lachen und Lumpis Kläffen. Doch gleich darauf tauchten sie in die kühle Dunkelheit der Deeple, und die Geräusche blieben draußen zurück.

Mathilda folgte ihrer Schwester nach rechts durch die Verbindungs-tür, die zum Kuhstall führte. Die Mittagssonne stahl sich durch die Butzenscheiben in den kleinen Stall und warf breite Strahlen in die staubige Luft. Hier drinnen war es ruhig. Nur Ernas und Elfriedes Wiederkäuen schmatzte leise vor sich hin, und Emma blickte ihnen forschend entgegen. Ihre dunklen Kuhaugen wirkten zugleich stolz und besorgt. Es war ein Ausdruck, den Mathilda schon bei vielen Tieren gesehen hatte, wenn sie gerade Junge bekommen hatten. Bei Katzen oder Hunden war er wilder als bei Kühen, aber Mathilda ahnte auch in Emmas Augen, was die Kuh ihnen sagen wollte: Dass sie ihr Kind beschützen und mit Hörnern und Hufen verteidigen würde.

»Ist ja gut.« Mathilda lehnte sich an die Heuraufe und schaute darüber in den Stall. »Ich tue deinem Kind nichts.«

Das Kälbchen stand neben Emma und stupste mit dem Kopf gegen ihr Euter. Es hatte die gleichen schwarz-weißen Flecken wie alle ihre Kuh und seine Ohren zuckten, während es trank. Es sah so pummelig aus, als wäre es schon einige Tage alt. Nur das feuchte, verstrubbelte Fell verriet, dass es heute erst auf die Welt gekommen war.

»Dein Kind ist wirklich hübsch geworden.« Mathilda hielt der Mutterkuh ihre Hand entgegen. »Ich bin es, Tildeken. Kennst du mich noch?«

Emma schnupperte prustend an ihren Fingern und streckte ihre lange Zunge heraus.

Mathilda konnte ihre Hand gerade noch zurückziehen, bevor sich die rauhe Zunge darum wickelte. »Na, na, na!«, lachte sie. »Meine Hand ist doch kein Grasbüschel.«

Auch Leni lachte. Sie lehnte sich vornüber an die Heuraufe und legte ihre Arme darauf ab. »Dann halt deine Hand gut fest. Emma schlingt sie sonst herunter und überlegt sich erst beim Wiederkäuen, dass sie kein Fleischfresser ist.«

Mathilda musste grinsen. Lenis Scherze hatten ihr gefehlt. Auch wenn sie manchmal derb waren oder auf Kosten anderer gingen, Lenis Art, aus allen Dingen etwas Lustiges zu machen, spülte wie frisches Wasser um Mathildas Herz.

»Wirklich gut, dass Joseph vorhin noch da war«, fuhr Leni fort. »Allein hätte ich den Brocken da bestimmt nicht herausbekommen. Und Papa war nach der Kirche noch beim Großjohann, um mit ihm über die beiden Ferkel zu sprechen, die er kaufen will. Katharina ist zwar da. Aber glaub man ja nicht, dass unser Tineken sich hier ihre Finger schmutzig gemacht hätte. Die hatte ganz geschäftig in der Küche zu tun.« Leni schnaubte. »Aber ist ja noch mal gut gegangen.«

Mathilda konnte nicht aufhören, das Kälbchen zu betrachten. Am liebsten wollte sie in den Laufstall gehen und sein flauschiges Fell kraulen. Aber sie trug noch ihr bestes Kleid, das Tante Rosalia ihr zum letzten Weihnachtsfest geschenkt hatte.

Plötzlich lachte Leni so laut los, dass Mathilda zusammenzuckte. Auch die Kühe fuhren erschrocken auf, und das Kälbchen verlor die Zitze, an der es saugte.

»Weißt du noch?«, glückste Leni. »Wie sie uns als Kinder immer zu Böttchers Mama geschickt haben, wenn der Klapperstorch über das Haus flog?« Das Grinsen schob sich so breit über ihr Gesicht, dass sich ihre Wangenknochen zu rosigen Bergen auftürmten.

Mathilda erinnerte sich noch gut daran: Wie ihre Mutter sie zu viert auf den Nachbarhof geführt hatte. Meistens waren sie artig nebeneinander gelaufen, Lotti, Leni, Joseph und sie, die vier kleinsten Kinder ihrer Familie. Sie hatten sich an den Händen gehalten und vor Aufregung den Himmel abgesucht, in der Hoffnung, den Klapperstorch irgendwo zu entdecken.

»Und ich dachte immer, wunders, was der Klapperstorch für eine Kraft haben muss, um ein ganzes Kälbchen in seinen Krallen zu tragen«, kicherte Leni.

Mathilda kam es vor, als wäre es erst gestern gewesen. »Ja, und dann saßen wir alle bei Böttchers auf der Küchenbank und Böttchers Mama hat uns Leberwurstbütterken geschmiert, damit wir nicht so aufgereggt sind. Aber du wolltest dich immer ans Fenster drängeln, um den Klapperstorch zu sehen.«

Leni ließ prustend die Stirn auf die Heuraufe fallen, stützte ihre Wange mit der Hand ab und grinste Mathilda von unten herauf an. »Ich habe auch wirklich nicht verstanden, wie ihr bei der Aufregung etwas essen konntet.«

Mathilda ließ sich von ihrem Lachen anstecken. »Die Leberwurstbütterken waren hervorragend«, schwärzte sie. »Nirgendwo gab es so gute Leberwurstbrote wie bei Böttchers Mama. Außerdem durfte ich so viele haben, wie ich wollte. Und sie hat die Kruste abgeschnitten.«

Leni stieß sie kichernd an. »Aber stell dir vor, der Klapperstorch hätte das Kalb fallen gelassen. Nicht auszudenken!«

»Als du das gesagt hast, hat Böttchers Emil vor Lachen am Boden gelegen. Weißt du noch?«

Lenis Miene nahm einen gefährlichen Ausdruck an. »Und ob. Er hat mich ausgelacht. Und dann hat er mich an die Hand genommen und zurück zur Küchenbank geführt. Mit so einem Grinsen auf dem Gesicht.« Sie hielt ihre Hände rechts und links neben ihre Wangen. »Ich sag dir, der wusste haargenau, wie so ein Kälbchen in Wirklichkeit geboren wird.«

»In allen blutigen und unanständigen Einzelheiten«, ergänzte Mathilda.

»Und wenn der Klapperstorch das Kalb fallen lässt?« Leni verstellte ihre Stimme zu einem gehässigen Tonfall. »Damit hat mich Böttchers Emil noch Jahre später aufgezogen.« Sie kniff erbost die Augen zusammen.

Mathilda musste über ihre Schwester schmunzeln. Es war das eine, mit Leni gemeinsam Scherze zu machen – aber Scherze *über* Leni zu machen, sorgte für ihren lebenslangen Hass. Und was Emil betraf, so hasste Leni ihn mit glühender Leidenschaft.

»Was ist denn hier für ein Lärm?!« Eine brummige Stimme ließ sie zusammenfahren. »Wollt ihr, dass der Emma ihre Milch gerinnt und das Kälbchen zu wachsen aufhört?«

Mathilda drehte sich hastig zur Tür. Ihr Vater war hereingekommen. Mit gebeugten Schultern und ernster Miene stand er vor ihr. Seine grauen Augen musterten sie abschätzig.

Mathilda streckte ihm die Hand entgegen. »Guten Tag, Papa.«

Ihr Vater musterte sie. Erst jetzt fiel Mathilda auf, wie alt er geworden war: Tiefe Furchen gruben sich in sein Gesicht, seine Haut wirkte schlaff und ledrig, und alles an ihm war dünn. Er war nur noch wenig größer als sie, beinahe als wäre er im letzten Jahr geschrumpft. Oder war sie selbst noch ein Stückchen gewachsen?

»Guten Tag, Tildeken.« Er ergriff ihre Hand. »Da bist du also wieder.«

Mathilda konnte nicht ausmachen, ob er wohlwollend oder gleichgültig klang. Doch gleich darauf verfinsterte sich sein Blick. »In allen blutigen, unanständigen Einzelheiten«, murmelte er.

Mathildas Atem erstarrte, glühende Röte schoss in ihre Wangen. Hastig senkte sie den Kopf. Ein harter Kloß setzte sich in ihren Hals. Nur mühsam konnte sie dagegenanflüstern: »Bitte entschuldige, Vater. Diese Worte sollten ein Scherz sein.«

»Ein Scherz?« Ihr Vater ließ ihre Hand los. »Ob die Jungfrau Maria wohl Verständnis für solche Scherze hat?« Er räusperte sich. »Vielleicht sollten wir besser darum beten, dass die vornehmen Unternehmersleute nicht solch ein lustiges Soldatenliebchen aus dir gemacht haben.«

Mathilda presste die Lippen zusammen. Heiße Tränen drängten sich in ihre Augen.

Ihr Vater wandte sich ab und lehnte sich gegen die Heuraufe, um das Kälbchen zu begutachten. Erst jetzt schob sich ein mattes Lächeln um seine Mundwinkel. »Da hat Tineken also nicht übertrieben. Das ist ja wahrhaftig ein kräftiger kleiner Sonntagsbraten.«

Mathilda schauderte. Wie immer machte ihr Vater keinen Hehl daran, was dem kleinen Bullenkalb in ein bis zwei Jahren drohte. Und dass der Spruch offenbar von Katharina stammte, wunderte sie ebenso wenig. Sie konnte förmlich sehen, wie ihre Schwester in der Küche bereits die Messer wetzte. Ihr Vater krempelte sich die weißen Sonntagsärmel auf und ging nach nebenan in die Waschküche. Mathilda und Leni standen schweigend nebeneinander und lauschten dem Plätschern, mit dem er sich die Hände in der Waschschüssel wusch.

Als er zurückkam, sah er sie verkniffen an. »Dann seht man zu, dass ihr zwei hier fertig werdet. Joseph hat schon ausgespannt, und das Tineken hat den Kuchen auf dem Tisch stehen. Eure Schwester gibt sich immer große Mühe mit allem. Es ist unhöflich, sie warten zu lassen.«

Mathilda nickte gehorsam.

»Ja, Papa«, murmelte auch Leni. Aber Mathilda hörte die unterdrückte Rebellion in ihrem Tonfall.

Sobald ihr Vater in der Deele verschwunden war, zog Leni eine Fratze in seine Richtung. »Katharina hier, Tineken da«, zischte sie. »Und die unanständigen Soldatenliebchen auf der anderen Seite.« Ihre Augen verengten sich zu Schlitzen. »Sie gibt sich ja solche Mühe mit allem. Und wir? Wir geben uns wohl keine Mühe?! Wir benutzen nur immer die falschen, frechen Worte.«

Mathilda atmete tief ein. In ihr tobte es, ein rasender Sturm aus Furcht, Scham und Eifersucht. Da war es also wieder, ihr Zuhause, und mit ihm ein ganzes Knäuel aus verstrickten Gefühlen, für die sie früher nicht einmal einen Namen gehabt hatte.

Doch jetzt war sie erwachsener geworden. Sie durfte sich nicht länger davon unterkriegen lassen. Stattdessen wollte sie nur noch die gu-

ten Gefühle wahrnehmen: Lenis Fröhlichkeit, Josephs Verständnis, die Zärtlichkeit zu einem neugeborenen Tier. Hastig drehte sie sich zurück zu dem strubbeligen Kälbchen, wollte sich durch seinen friedlichen Anblick trösten lassen, so lange, bis sie die Tränen endlich herunterschlucken konnte. Sogar mehr als das. »Weißt du was? Wir nennen ihn Emil! Genau wie Böttchers Emil.« Sie verstellte ihre Stimme auf die gleiche Weise wie Leni: »Und was, wenn der Klapperstorch den Emil fallen lässt?«

Leni prustete los. »Das ist gut«, rief sie. »Mathilda, du bist genial! So nennen wir ihn.«